

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 27.

Mittwoch, den 1. Februar 1905.

20. Jahrgang.



Wiesbaden, 31. Januar 1905

Nicht im Bett lesen.

Eine lässige Angewohnheit, die nicht streng genug beurteilt werden kann und gegen die man immer wieder in Wort und Schrift ankämpfen sollte, ist die Sitten- oder vielmehr Unsitte, der zur Zeit leider nur zu viele huldigen, indem sie Nachts im Bett lesen. — Im Bett soll der Mensch ruhen und sich durch die Wohlthat eines festen Schlummers zu neuem Tagewerk stärken, nicht aber durch Lektüre die Nerven erregen und sich damit selbst um die nötige Erquickung bringen. Vielfach sind es neben dem Gang zur Bequemlichkeit auch noch ökonomische Rücksichten, welche manche Leute veranlassen, statt eine neue Heizung des Zimmers vorzunehmen, lieber das warme Bett aufzusuchen und sich hier dem Genuß des Lesens hinzugeben. Selbst wenn nun auch die hierbei gewählte Lektüre eine ganz leichte, durchaus nicht erregende ist, so spricht doch ein weiterer, ungeheurer wichtiger Umstand gegen diese lässige Angewohnheit. Es ist dies die Anstrengung, die den Augen durch den schiefen Gesichtswinkel zugeführt wird, unter dem sie bei der Lage im Bett die Schrift erfassen müssen. Schon für gesunde Augen bedeutet eine solche Leistung eine Schädigung, zum mindesten aber eine Schwächung; für kranke oder überhaupt nicht ganz normale Augen aber ist sie geradezu Gift. Umso mehr als auch die Beleuchtung in solchen Fällen eine äußerst mangelhafte zu sein pflegt, die meist nur durch das flackernde, schraffierende Halblicht einer gewöhnlichen Kerze bewirkt wird. Vernünftige Menschen also sollten schon im Hinblick auf diese leichtsinnige Mißhandlung ihrer Augen von jener verdammenstüchtigen Unsitte ablassen. Diejenigen aber, die allen Warnungen von fachverständiger Seite zum Trotz auf ihre vorläufige Gesundheit pochen, mögen noch auf einen weiteren Uebelstand aufmerksam gemacht sein, der hier zur direkten Gefahr werden kann und der schon mehr wie ein Opfer unter den unverbesserlichen „Bettlesern“ gefordert hat. Es ist dies die nur zu nahe liegende Möglichkeit, in den Klammern unzufolge. Von einer unbewerkbar fortschreitenden, vielleicht gerade durch die, aus hygienischen Gründen gewählte, etwas langweilige Lektüre, geförderter Müdigkeit befallen, hat schon mancher das Licht oder die Lampe, die neben dem Bett stand, umgerissen oder das Zeitungsblatt an der Flamme entzündet und ein furchtbares Unglück war die Folge. Darum fort mit der schädlichen, unfruchtlichen Angewohnheit des Lesens im Bett!

Kursus für Polizeibeamte. Nach einer Verfügung des Regierungspräsidenten muß jeder in städtische Dienste tretende Polizeibeamte während seiner Probezeit einen vierwöchentlichen Kursus bei der Polizeidirektion in Wiesbaden mitmachen.

Fremdenfrequenz. Die Zahl der bis zum 21. angemeldeten Personen betrug 8911, der Zugang gegen die Vorwoche 894 Personen zu längerem Aufenthalt und 767 Gastanten.

2. A. Wiesbadener Rhein- und Taunusklub. Die am letzten Donnerstag, den 26. Januar, Abends stattgefundene Jahresversammlung nahm nach einleitenden Worten des Vorsitzenden zunächst die Berichte des 1. Schriftführers, des Kassiers, und der Obmänner der verschiedenen Kommissionen entgegen. Daraus ist zu entnehmen, daß das abgelaufene Vereinsjahr ein sehr arbeitsreiches war. Allenfalls ist ein andauernd, fröhlicher Aufschwung zu erkennen. Die Mitgliederzahl beträgt 598, gegen 491 im Vorjahre. Den im verfloffenen Vereinsjahre verstorbenen Mitgliedern, unter denen sich einige sehr verdienstvolle befanden, widmete der Vorsitzende einen ehrenden Nachruf. Die Klubgeschäfte fanden in einer Haupt- und 45 Wochenversammlungen, sowie in 11 Vorstandssitzungen ihre Erledigung. 8 Haupt-, 9 Herbst- und Winterwanderungen wurden ausgerollt. Erstere mit einem Durchschnittsbefuche von 80, letztere unter Anteilnahme von durchschnittlich 30 Personen, außerdem fanden mehrere Familienveranstaltungen, Abendspaziergänge, ein Dekorationsfest und ein Weihnachtsfest statt. Vier Vorträge über von Klubmitgliedern ausgeführte größere Reisen fanden zahlreiche Zuhörer. Mit dem goldenen Klubabzeichen wurden im November 1904 18 Mitglieder ausgezeichnet und zwar 20 zum 1. Mal, 10 zum 2.

Mal, 6 zum 3. Mal, 2 zum 5. Mal und einer zum 10. Mal. Die Kassenverhältnisse sind äußerst günstige. Bei A. 4296,75 Einnahmen konnte ein Ueberschuß von A. 2389,91 erzielt werden, welcher letzterer Betrag dem Baufonds zugeführt wurde und dieser auf A. 4446, 87 A. gebracht werden konnte. Die vom Klub herausgegebene, bereits in 10. Auflage erschienene Karte der farbigen Wegebezeichnung im westlichen Taunus erzielte im vergangenen Jahre den bisher höchst erreichten Absatz, nämlich 1796 Exemplare und macht eine Neuauflage notwendig. Der Klub besitzt 2 massive Aussichtsbäume, den eisernen Turm auf der hohen Wurzel und den feineren Turm auf dem Kellerskopf beide viel besuchte Punkte. Den Kellerskopfturm bestiegen ca. 60000 Eintretende Personen, während Klubmitglieder gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarte freien Eintritt haben. Die literarische Kommission veröffentlichte 88 Berichte und stellte eine Neuauflage des Klubliederbuches im Manuscript fertig. Die Vergütungskommission kann auf eine Reihe glänzend verlaufener Veranstaltungen zurückblicken, die sämtlich sehr zahlreich besucht waren. Der Vorschlag pro 1905 fand mit 3289 A. 12 A. in Einnahme und Ausgabe glatte Annahme. In Rechnungsprüfungen wurden die Herren S. Hüblich, Karl Heiser und Wahr gewählt. Die Vorstandswahl ergab die fast einstimmige Wiederwahl des bisherigen Vorstandes und zwar der Herren Rentner Fr. Laupis 1. Vorsitzender, Kaufmann Joh. Bergmann 2. Vorsitzender, Kaufmann Gustav Victor Kaffner, Proturist B. Vornigier 1. Schriftführer, Techniker A. Eichhorn 2. Schriftführer, Schlossermeister J. Wendler, Obmann der Wegekommission, Rentner Gg. Maden Bibliothekar, Kaufmann Ludwig Vetter, Obmann der literarischen Kommission, Kaufmann R. Bab, Obmann der Vergütungskommission. Alle gewählten Herren nahmen die auf sie gefallene Wahl an. Die einzelnen Kommissionen wurden durch folgende Mitglieder vervollständigt: in die Wegekommission, Herren Hüblich, Eichhorn, Englert, Haß, Hofmann, Jude, Kaffner, Laupis und Schaub, in die literarische Kommission Herren Hüblich, Schlemmer und Hippelius, in die Vergütungskommission Herren Vetter, Kren, Jude und Victor. Zugewiesen war die Mitternachtsstunde überschritten worden und der 1. Vorsitzende gedachte des Geburtstages unseres Kaisers, indem er demselben ein dreifaches „Frisch auf“ widmete, in das die Anwesenden kräftig einstimmten. Der Klub hat ein an Erfolg reiches Jahr beendet, rastlos strebt er vorwärts zu weiteren Emporkünften und Gelingen, heiß eingedenk seines Wahlspruches: „Was wir geschafft, Dem Ganzen sei's geweiht!“ Frisch auf!

Gondier-Corps. Am 16. Januar hielt das Corps seine diesjährige Jahreshauptversammlung, welche gut besucht war, ab. Da der bisherige 1. Hauptmann, Herr A. Röder, dieses Amt nicht mehr übernehmen wollte, so wurde Herr Sattlermeister W. Dohler als 1. Hauptmann gewählt. An Stelle des erkrankten 2. Hauptmanns Herrn May wurde Herr Kaufmann M. Groschwich gewählt. Der übrige Vorstand (Schriftführer, Kassier, Führer und Stellvertreter) blieb in bisheriger Weise besetzt. Der Jahresbericht und Kassenbericht fanden allgemeine Anerkennung. Es wurde in der Versammlung beschlossen, in nächster Zeit wieder eines der so beliebten Familienfeste abzuhalten, wozu in Nähe Einladung erfolgen wird.

Der Männer-Vereinsverein. 1895, Mitglied des Deutschen Athleten-Verbandes, hielt unter reger Beteiligung der Mitglieder im Vereinslokal zum deutschen Kronprinzen, Karlstraße 3, seine diesjährige Jahresversammlung ab. Der erste Vorsitzende, Herr B. Hofmann erstattete den Jahresbericht, der in allen Theilen zufriedenstellend war und aus dem man entnehmen konnte, daß die Mitglieder im verfloffenen Jahre, ihr möglichstes zur Förderung des Vereins gethan hatten. Es würde zu weit führen, sämtliche Preise und Ehrenpreise zu benennen, zumal ja bei jedem größeren Wettstreit ausführlicher Bericht erstattet wird. Zunächst erstattete der Kassier Herr B. Hofmann den Kassenbericht, welcher ein sehr guter zu nennen ist. Herrn Hofmann wurde Decharge erteilt. Es wurde sodann zur Neuwahl geschritten und folgende Herren neu- resp. wiedergewählt: 1. Vorsitzender Herr Karl Dieb, 2. Vorsitzender Herr Schürer, Kassier Herr Bruno Hofmann, Schriftführer Herr J. Geiger, 1. Instruktions Herr Gustav Dinghaus, 2. Instruktions Herr Schmitt. Beifolgt die Herren Spohmann und Holand, Revisoren die Herren Koch und Schuhmacher, worauf der 1. Vorsitzende Dieb die Mitglieder ermahnte, auch in diesem Jahre so wie im verfloffenen weiter zu wirken, damit die vorausgesetzte Fahnweihe nebst 10jährigem Stiftungsfest dem Vereine zur Ehre gereiche.

Der Jung-Wildfang-Maskenball mit Preisvertheilung findet Sonntag, den 19. Februar in der Männerturnhalle statt.

Der Sienographenclub Stolze-Schrey unternimmt am Sonntag, den 5. Februar einen Familienausflug nach Eichenheim, Saalbau „zum Löwen“. Dasselbst von 4 Uhr Nachmittags an hundertfältige und gefängliche Unterhaltung mit Tanz.

Das Kaiser-Panorama führt seinen Besuchern in dieser Woche in 50 ganz neuen, vortrefflichen Ansichten die Sehenswürdigkeiten von Bosnien, Montenegro und Dalmatien vor. Sind diese Länder auch weniger bekannt und besucht, so bieten sie doch viel Interessantes, wie sich jeder, der diese herrlichen, naturwahren Aufnahmen betrachtet, überzeugen wird. In Apparat 2 machen wir eine Reise nach Norwegen, von Nisland bis Nordland und zu den Lofoten, dieser wilden Inselgruppe an der Nordküste Norwegens, welche auch Kaiser Wilhelm mehrmals besuchte. Dieser Cyclus enthält und die große Fülle von Naturerscheinungen nordischen Charakters, über die das Land der Winternachtsjonne verfügt. Seine Fjorde, die von meist jäh abfallenden Gebirgsmassen eingefassen, meilenweit in's Land hinein reichenden Meeresbuchten bieten Landschaftsbilder von geradezu entzückender Pracht. Die wildromantischen Geyserien im nordischen Hochgebirge, mit ihren Seen, Schluchten und Wasserfällen können mit denen der Schweiz in Wettbewerb treten. Wir machen nochmals darauf aufmerksam, daß an verschiedenen Vorverkaufsstellen Ermäßigungsarten zu 20, Schüler 12 A zu haben sind und empfehlen den Besuch angelegentlich.

Die Steuer (Staat- wie Gemeindesteuer) kommt am 31. Januar, 1. und 2. Februar zur Erhebung und zwar für die Steuern deren Namen mit den Buchstaben D, B, O, und R beginnen.

Eine Schießsaffaire. In demselben Wege welcher oberhalb des Versorgungshauses für alte Leute in der Schiersteiner Straße ein mündet, waren letzten Sommer verschiedene Diebstahle verübt worden. Am 2. August Abends zog dort der heute unterstandlose, mehrfach wegen Diebstahls bereits vorbestrafte Schuhmacher Heinrich Martin dadurch die Aufmerksamkeit verschiedener Personen auf sich, daß er 5-6 Mal auf- und abging. Er wurde aufgefordert seines Weges zu gehen, bedrohte den jungen Mann, zog eine Taschenpistole hervor und jagte ihm eine Kugel in die rechte Hand. Als einige in der Nähe befindliche Personen sich an die Verfolgung des Mannes machten, fiel angeblich noch ein zweiter Schuß, ohne daß dabei jedoch Jemand getroffen wurde. Der Verletzte wachte das Geschick im Paulinenklinik aus der Hand entfernen lassen. Martin stand heute vor der Strafkammer der schweren Körperverletzung angeklagt und wurde zu 2 Monaten Gefängnis verurteilt.

Spredialal.

Für diese Abdruck übernimmt die Redaktion dem Publikum gegen über keine Verantwortung.

Die neuen Bahnhofsbauten.

Die in der jüngsten Stadtverordnetenversammlung durch Herrn Bürgermeister Hüblich gegebene Aufklärung, sowohl bezüglich der Bahnhofshallen, als auch der Verwendung von Haussteinmaterial zu dem Empfangsgebäude hat allgemein befriedigt. Nur sollte man, da es der Stadt von der Eisenbahnbehörde anheimgestellt ist, zu entscheiden, ob für die Bogenzwölfe und sonstigen Flächen der Facaden Putz oder edles Material verwendet werden soll, sich unbedingt für das letztere entscheiden. Abgesehen davon, daß Putzflächen selbst in geringerem Umfange unter allen Umständen der Monumentalität der Gebäude schaden, verlieren dieselben durch Witterungseinfluß gar bald sowohl Farbe wie schönes Aussehen und wird dadurch der gewünschte malerische Effekt auf die Dauer nicht erhalten. Es sollte darum für die projektirten Putzflächen ein anderes Material, vielleicht Zuffstein, verwendet werden, womit dieselbe kontrastierende Wirkung erreicht würde. Dabei wäre die Arbeit dauerhaft schön und nicht viel theurer. Ein Sachverständiger.

Reismehl • Gerstenmehl •

Hohenlohe

Kinder-Hafer-Mehl.

Anfang meines Inventur-Ausverkaufs

Montag, den 30. Januar.

J. Speier Nachf.,

Herzschuwaren,
Langgasse 18.

Verkauf der zurückgesetzten Waren nur gegen bar.

Ich mache speziell darauf aufmerksam, dass ausser dem berühmten Herzfabrikat nur erstklassige Fabrikate zum Verkauf gelangen und empfehle diese Gelegenheit zum vorteilhaften Einkauf bester Schuhwaren.



* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 27.

Mittwoch, den 1. Februar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Wenn der Förster mich niedergeschossen hätte, so war er vielleicht in seinem Recht, und hätte er mich trumm und lahm geschossen, ich würde es ihm nicht nachgetragen haben. Aber mich hinterrücks zu überfallen, mir die Hände zu binden und mich dann wehrlos seinem Herrn vorzuführen, das kann und werde ich ihm nicht vergessen! Er mag sich dieser Heldenthat rühmen, aber er wird noch einmal darüber seufzen! Von dem Bock, den ich geschossen habe, hat er Euch den Hochzeitbraten geliefert, ich hab' mir das gleich gedacht und von dem Braten nichts angerührt; da steht das Zeug noch, Dein Schwiegervater mag's morgen zum Frühstück essen. Herr Gott im Himmel, wenn ich daran denke, daß dieser schwarz hastige Bartraber nun von Haus zu Haus gehen wird, um überall die Neuigkeit zu erzählen.“

„Das wird nicht geschehen, ich will schon mit ihm reden.“

„Und wenn er es Dir hundertmal verspricht, er kann nicht schweigen, die Gassenbuben werden mir nachlaufen und mich verhöhnern. Und hat's der Förster Deiner Schwiegermutter gesagt, so wird er's auch im Wirthshaus ausplaudern, der Lump!“

„So mußt Du Dir auch das gefallen lassen.“

„Muß ich? Bin ich denn ein Wurm, den jeder zertreten darf? Wer hat dem Baron das Recht gegeben, mich mit der Reitpeitsche ins Gesicht zu schlagen?“

„Und wer gab Dir das Recht, in seinem Walde zu jagen? Nimm doch auch darauf Rücksicht, Anton. Der Baron hätte Dich ins Gefängniß bringen können.“

„Sag' was Du willst, ich will meine Rache haben.“

„Die Dich selbst unglücklich machen wird.“

„Und wenn ich den Tod davon hätte, ich verzichte nicht auf meine Rache.“

„Anton, Anton, denk' an unsere brave Mutter und unseren ehrlichen Namen!“

„Die Mutter ist todt, und unser Name ist beschimpft, die Späßen pfeifen es morgen von allen Dächern. Und das soll ich schweigend mir gefallen lassen? Wärs Du ein echter und rechter Bruder, dann gingst Du mit mir durch Dick und Dünn.“

„Um einen Word zu begehen?“

„Auch das, wenn ich nicht in anderer Weise Rache nehmen kann. Lieber möchte ich die beiden Kerle an einen Baum binden und sie durchpeitschen, bis sie zusammenbrechen, das wäre die richtigste Vergeltung. Aber ich allein kann das nicht.“

„Und auf meine Hilfe darfst Du dabei nicht rechnen“, fiel Abraham in entschlossenem Tone ihm ins Wort. „Wenn ich Dir ein echter und rechter Bruder sein will, wie Du sagst, dann ist es meine Pflicht, Dich zu warnen und Dich von Handlungen abzuhalten, die Dich für Dein ganzes Leben unglücklich machen. Wenn Du ehrlich arbeiten wolltest, dann könnte alles noch gut werden, Du bist jung, gesund und rüstig.“

„Da hör' ich wieder Deine Schwiegermutter reden“, spottete sein Bruder. „Du plapperst nur nach, was sie Dir vorgezwacht hat, siehst schon gründlich unter dem Pantoffel, Du Schwachmatikus! Arbeite, bis Dein Rücken trumm geworden

ist, ersparen kannst Du nichts von dem bischen Lohn, und wenn Deine Knochen lahm geworden sind, dann geh' mit Frau und Kind ins Armenhaus, die Leute, die Deine Arbeit reich gemacht hat, werden Euch dann nicht ernähren.“

„Besser so, als im Zuchthause enden“, sagte Abraham, mit der Hand über seine nasse Stirn fahrend, „ich behalte meinen ehrlichen Namen. Ich will Dir einen anderen Vorschlag machen, Anton: ich hab' noch ein kleines Säckchen in der Sparskaffe, Du sollst es haben, geh' damit nach Amerika und versuch' dort Dein Glück.“

Anton war am Tisch stehen geblieben, er füllte mit zitternder Hand das Weinglas und trank es hastig aus.

„Es ist schon mancher arm und abgerissen von drüben zurückgekommen, der die goldenen Berge nicht gefunden hat die ihm versprochen waren“, spottete er.

„So war's seine eigene Schuld, das Geld findet man nirgends auf der Straße; wer drüben arbeiten will, kann viel verdienen“, entgegnete Abraham.

„Oder auch verhungern!“

„Es hungert Niemand, der arbeiten kann!“

„Arbeiten kann ich auch hier.“

„Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“

„Unsinn! Sag' das einmal den reichen Müßiggängern, sie werden Dich auslachen.“

„Du bist nicht reich, bist so arm wie eine Kirchenmaus und dabei dennoch ein Müßiggänger“, erwiderte Abraham, in dessen ehrlichen Augen es zornig aufblitzte. „Ich weiß Dir keinen besseren Vorschlag zu machen; wenn auch mancher Lump von drüben als Bagabund zurückgekommen ist: viele sind dort vermögende Leute geworden, und mit Deinen gesunden Armen kannst Du es auch werden.“

„Das alles ließe sich später überlegen.“

„Später? Wenn Du in Deiner Nachsicht hier ein Verbrechen begangen hast? Das eben will ich ja verhüten; Du sollst ein ehrlicher Mensch bleiben, und folgst Du meinem Rathe, wirst Du's mir später Dank wissen. Sag' zu, Du sollst morgen das Geld haben, übermorgen kannst Du schon abreisen, dann hast Du hier keinen Lohn und Spott mehr zu fürchten.“

„Ich sage nein!“ fuhr Anton wieder auf, und der Zorn, der in ihm tobte, färbte die Schamme auf seinem Gesicht dunkler. „Auf meine Rache verzichte ich nicht, ich will sie haben, wenn auch ein Engel vom Himmel käme, um den Baron zu schützen.“

Abraham hatte sich erhoben, auch aus seinen Zügen sprach der Zorn.

„So thue, was Du nicht lassen kannst“, sagte er, „wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen. Aber rechne nicht auf meine Hilfe, wenn das Unglück über Dich hereingebrochen ist; Du selbst hast es verschuldet, also mußt Du auch die Folgen tragen. Wir sehen uns so bald nicht wieder, Anton, bedenke wohl, was —“

„Jetzt laß es genug sein“, fiel der Bruder ihm rauh ins Wort, „ich hab' Dir schon mehrmals gesagt, Du hättest Pflarrer

werden sollen, aber da Du's nicht geworden bist, so verschone mich mit Deinem Predigen. Ueberlaß das Deiner Schwiegermutter, die Ohren werden Dir noch oft gellen, wenn Deine Frau nicht mit Dir zufrieden ist."

Abraham erwiderte darauf nichts; mit einem schmerzlichen Seufzer ging er hinaus, er hörte draußen auf dem Hofe noch das heisere Hahnlachen seines Bruders.

10. Kapitel.

"Was geht es Sie an, wie oft unser junger Herr in den Wald spaziert?" fragte Jakob, der blonden Jofe, die ihm gegenüber saß, einen grossenden Blick zuwerfend. "Kümmern Sie sich um die Pflichten Ihres Dienstes und lassen Sie die anderen Leute ruhig ihre Wege gehen."

"Das sage ich auch", meinte der Kutscher, der am Ofen stand und seine Pfeife rauchte. "Matreue schlägt den eigenen Herrn, und mit Ihrem Spionieren werden Sie noch einmal gründlich anlaufen. Sie sind gestern wieder bei dem Notar Tellenbach gewesen."

"Woher wissen Sie das?" unterbrach Nanni ihn höhnisch. "Sie haben das wohl auch geträumt, Sie träumen ja immer mit offenen Augen."

"Wenn Joseph es behauptet, so ist es auch die Wahrheit", sagte der alte Kammerdiener; "nehmen Sie sich in acht, Nanni, es sind jetzt zwei Herrschaften hier im Hause, wenn Baronin Adelgunde von Ihren häufigen Besuchen bei dem Notar Kenntnis erhält, dann fliegen Sie augenblicklich hinaus."

"Na, ich danke dem Himmel, daß die tolle Baronin hier noch nichts zu befehlen hat", erwiderte die Jofe; "wenn das jemals der Fall sein sollte, dann gehe ich augenblicklich freiwillig."

"Das würde uns nicht unangenehm sein", warf Joseph ein. "Es kommt sehr oft anders, wie man hofft und denkt, Sie könnten sich in Ihren Hoffnungen auch getäuscht sehen."

Nanni lachte hell auf und strich die rathblonden Locken aus der Stirn.

"Ich weiß es wohl, daß Baron Kurt hier keine Freunde hat", sagte sie, "er ist verrathen und verkauft von denen, die er ernährt. Wenn ich die Spionin wäre, die ich sein soll, dann hätte ich Ihr sammt dem Förster längst den Laufpaß erhalten. Ich sollte nur einmal dem gnädigen Herrn erzählen, weshalb der junge Herr so oft in den Wald geht."

"Wissen Sie das so genau?" fragte Jakob spöttisch.

"Hat der Förster nicht eine schöne Tochter?"

"Dummes Zeug!" sagte der Kutscher. "Baron Dagobert ist viel zu ehrenhaft, als daß er ein junges Mädchen unglücklich machen könnte."

"Wer behauptet denn, daß er sie unglücklich machen will?" spottete Nanni. "Wenn Köschen will, kann sie gnädige Frau werden, und weshalb sollte sie das nicht wollen?"

"Das sage ich auch: dummes Zeug!" erwiderte der Kammerdiener achselzuckend. "Baron Dagobert denkt nicht daran, seine Familie würde das niemals zugeben!"

"War seine Mutter nicht auch eine Bürgerliche, die keinen Pfennig Geld hatte?" fuhr Nanni fort. "Was soll sie denn dagegen sagen? Die Försterstochter spielt ja schon jetzt die vornehme Dame, und wenn sie einmal hier regiert, wird sie den Pops noch höher tragen. Wenn das geschieht, kann ich hier nicht bleiben, ich bin von besserer Familie, mein Vater war ein angesehener Kaufmann."

"Sehr angesehen", spottete der Kutscher; "ich hab ihn noch gekannt, er ging von Hans zu Hans und bot überall Wandsaden und Siegeslächel an. Kaufmann — Laufmann, wir kennen diese Sorte."

Nanni hatte das Haupt trotzig zurückgeworfen, ein böser Zug zuckte um ihre Mundwinkel.

"Er war selbständig", sagte sie, "er stand nicht im Dienst anderer Leute; und wenn er nicht so früh gestorben wäre, hätte er ein reicher Mann werden können."

"Gerade wie der Esel, der das Hungern lernen sollte", nickte Joseph. "als er konnte, mußte er leider sterben. Es ist alles dummes Zeug, was Sie da zusammenfisteln. Baron Dagobert geht in den Wald, weil er ihn liebt, und weil er ein leidenschaftlicher Jäger ist."

"Im Försterhause giebt's ja auch ein Wild zu jagen", höhnte Nanni, "und dort kann man ihn täglich finden."

"Sie sind ihm wohl schon nachgeschlichen?" fragte Jakob. "Wenn er Sie einmal auf der Spionage ertappt, dann könnten Ihre Ohren Roth leiden."

Der Kutscher trat ans Fenster, das rollende Geräusch eines vorfahrenden Wagens ließ sich vernehmen.

"Da kommt Besuch aus der Stadt", wandte er sich zu dem Kammerjäger, "wahrscheinlich wieder der Notar, vor dem ich man ja keinen Augenblick scheu."

Jakob ging hinaus, die hohe Gestalt eines elegant gekleideten Herrn kam langsam die Treppe herauf.

"Der Herr Baron zu Hause?" fragte der Fremde mit herablassender Freundlichkeit, nachdem er einen raschen prüfenden Blick auf den Kammerdiener geworfen hatte.

"Baron Kurt oder Baron Dagobert?"

"Ich möchte beiden Herren meine Aufwartung machen, hier ist meine Karte, bitte, fragen Sie, ob ich willkommen bin."

Dagobert war bei seinem Onkel im Arbeitskabinett, um einige Verwaltungsgeschäfte mit ihm zu besprechen.

"Graf Stephan Morray", las Baron Kurt, als Jakob ihm die Karte überreicht hatte. "Ein Bekannter von Dir, Dagobert?"

"Ich erinnere mich des Namens nicht."

"Ich lasse bitten", wandte der Baron sich zu dem Kammerdiener, dann hielt er erwartungsvoll den Blick auf die Thür gefesselt.

Wer den Grafen Morray vor einigen Tagen noch gesehen hatte, kannte ihn jetzt schwerlich wieder; ein kurzer schwarzer Bart rahmte das gelbe Gesicht ein, dem vorzugsweise die schwarzen Brauen ein verändertes Aussehen gaben.

"Ich bringe Ihnen Grüße von Graf Jichy", sagte er, eintretend, "er hatte die Güte, mich Ihnen zu empfehlen, als er vernahm, daß ich hier einen kurzen Aufenthalt nehmen wollte."

Baron Kurt hatte während dieser kurzen Anrede den Gast prüfend betrachtet, er schien mit dem Resultat seiner Prüfung zufrieden zu sein, denn er bot ihm mit liebenswürdiger Freundlichkeit einen Sessel an und stellte seinen Reffen vor.

"Also Graf Jichy erinnert sich meiner noch?" fragte er. "Es sind schon viele Jahre her, seitdem wir uns persönlich gesehen haben, ich hatte immer gehofft, ihn persönlich einmal hier begrüßen zu können."

"Er ist alt geworden, nun liebt er die Bequemlichkeit", erwiderte der Graf in scherzendem Tone, während sein Blick prüfend das Antlitz Dagoberts streifte. "Sie werden begreifen, daß er unter solchen Verhältnissen nicht gerne mehr weite Reisen unternimmt."

Baron Kurt bot Graf Morray eine Cigarre an, ein Glas Wein lehnte dieser ab.

"Ich begreife das allerdings", sagte er, "ich fühle ja auch, daß ich alt werde. Sie sind Ungar, wenn ich fragen darf?"

"Jawohl, meine Güter liegen in Ungarn, und da ich das Glück habe, einen treuen und zuverlässigen Verwalter zu besitzen, so darf ich mir längere Reisen erlauben."

"Die besten Verwalter tangen nichts, Herr Graf", warf Dagobert in seiner erusten, ruhigen Weise ein, "sie denken stets in erster Reihe an sich selbst, die Interessen der Herrschaft kommen erst später."

"Sie mögen nicht Unrecht haben", erwiderte der Graf lächelnd, "aber von einer reichbesetzten Tafel fallen ja immer einige Brotsamen ab, weshalb soll man sie seinen Dienern nicht gönnen?"

"So sage ich auch", versetzte Baron Kurt, "wer mir treu und ehelich dient, dem sehe ich so scharf nicht auf die Finger; dem Dessen, der da drißcht, darf man das Maul nicht verbinden. Werden Sie lange hier verweilen?"

"Ich weiß es noch nicht, einige Wochen jedenfalls, ich möchte die Kunstschätze dieser Stadt und auch das Leben und Treiben in ihr kennen lernen; fraglich ist es mir, ob ich einen Cicerone finde, der meinen Wünschen volle Befriedigung verschaffen kann."

"Sie haben keine Bekannten hier?"

"Durchaus keine."

"Dann wird mein Neffe sich gewiß gern das Vergnügen machen, Sie auf Ihren Wanderungen zu begleiten."

"Oh, das wäre ein Opfer —"

"Durchaus nicht, Herr Graf", sagte Dagobert rasch in verbindlichem Tone, "ich stehe bereitwillig zu Ihrer Verfügung."

"So nehme ich das freundliche Anerbieten mit dem größten Danke an", erwiderte Graf Morray mit einer Verneigung.

"Graf Jichy hat mich schon auf den liebenswürdigen Empfang, den ich hier finden würde, vorbereitet, dennoch übertrifft er meine Erwartungen. Ich wohne vorläufig noch im Hotel, im 'Pariser Hofe'; wenn Sie mir die Ehre erzeigen wollen, mich dort abzuholen, Herr Baron, so werde ich Ihnen außerordentlich dankbar sein."

"Wünschen Sie heute noch —"

"Nein, nein, morgen Vormittag, wenn es Ihnen angenehm ist."

"Ganz wie Sie wünschen", sagte Dagobert, "ich werde mich pünktlich einfinden. Sie werden sich vielleicht in Ihren Erwartungen getäuscht sehen, unsere Stadt bietet nicht so viel Interessantes und Sehenswerthes —"

(Fortsetzung folgt.)

Denkspruch.

Es gibt nur ein einziges Gut für den Menschen: die Wissenschaft,
und nur ein einziges Uebel: die Unwissenheit.

Sokrates.



Ästhetik der Küche.

Von Josef August Lux.

(Nachdruck verboten.)

In seinem Lobliede auf die Küche meint Gilles Corrozet (1534), daß es eine schöne Sache sei um ein geschmücktes Haus, um eine behagliche Stube, um wohlbestellten Speicher und Keller, daß aber an dem Hause trotzdem nichts Erquickliches sei, wenn man nicht auch eine gute Küche sehe, die gute Küche, wo die freundlichen Götter Diana, Ceres und Bacchus ihre gesegneten Gaben niederlegen, wo der freundliche, Zufriedenheit und Wohlbehagen spendende Hausgeist im Winkel am Herde thronet und leibliche Stärkung und Mehrung der Daseinsfreude verheißungsvoll winkt.

Der gute Corrozet ist ein praktischer Idealist; wer auf guten Tisch hält (und wer tut das nicht?), muß vor allem auf gute Küche halten, und darum gibt er seinen Zeitgenossen eine umständliche, in zierliche Reime gestochene Darstellung einer ganzen Kucheneinrichtung, in der er auch nicht „die Tischstühle“ vergißt, und woraus man leicht erkennen kann, welche hervorragende Wichtigkeit die Küche im damaligen Haushalt besaß. Sie ist die Urzelle des Hauses, aus der die anderen Räume erst nach und nach hervorgegangen sind.

Noch im achtzehnten Jahrhundert vollzog sich auf den feigneuralen Gütern Frankreichs das Leben vorzugsweise in der Küche, während die übrigen Gemächer des Hauses als bloße Repräsentationsräume nur gelegentlich benutzt wurden.

Sicherlich ist die Küche der am frühesten und am vollkommensten ausgebildete Teil des Hauses gewesen. Ueber deren Einrichtung läßt uns auch die „Nürnbergische Haushalterin“ nicht im Zweifel, die im Jahre 1716 über das deutsche Bürgerhaus schrieb: „Von einer wohlgebauten Küche wird vornehmlich gefordert, daß sie nicht allzu weit von der Eßstube entfernt sei, damit nicht im Winter das Essen, wenn es weit getragen werden muß, kalt auf den Tisch gebracht werde.“ Man darf sich hierbei wohl nicht eine Stadtwohnung mit gedrängten Räumen vorstellen, sondern ein weitläufiges, altdeutsches Bürgerhaus, wo möglicherweise die Küche, wie in den heutigen Landhäusern und Villen, im Untergeschoß gelegen war. Daher die Mahnung der „Nürnbergischen Haushalterin“, die zu ihrer Zeit die vortreffliche Einrichtung von Speiseaufzügen nicht gekannt haben dürfte.

Gegenüber den alten Küchen, so vollkommen sie auch mit Gerätschaften versehen sein mochten, haben die heutigen, von modernen Architekten eingerichteten Küchen, entschieden bedeutende Vorzüge aufzuweisen. Das Gebot der Zweckmäßigkeit und sanitäre Rücksichten erfordern, daß die Küchen hell seien; In modernen Landhäusern legt man daher die Fenster breit und ziemlich hoch an, selbst wenn dies nicht durch die tiefe Lage des Hauses im Souterrain erforderlich sein sollte, damit die Wandflächen für die Kucheneinrichtung gut ausgenutzt werden können. Unter diesen Fenstern befinden sich in der Regel die Schränke mit möglichst viel Laden und Stellagen, die mit Glastüren verschlossen sind. In der Mitte der Wand, unterhalb der Fenster, finden wir häufig den Anrichtetisch, in seinen Untertheilen als Schrank ausgenutzt und von einem Gesims mit verschließbaren Fächern gekrönt. Auf der gegenüberliegenden Seite steht der Herd. Im Gegensatz zur Küche von einst, die man erst dann für schön erachtete, wenn das gesamte blühblanke Kupfer- und Messinggeschloß, die bunten Töpfe aus Stein- und Porzellan, die Zinn- und Blechgefäße an Wänden

und offenen Stellagen, zum Entzücken der Hausfrau prangend, ausgestellt waren, liebt man es heute, jegliches Küchenrequisit in den Schränken abzuschließen, und hat damit vollkommen recht. Denn so kann das Geschloß von Staub und Fliegenunrat freigehalten werden, und man erspart ein Uebermaß von Reinigungsarbeit. Nur das Kupfergeschloß läßt man frei hängen. Eine solche Küche sieht aber auch appetitlich genug aus, namentlich, wenn die Wände weiß verputzt sind, wie das neuestens oft der Fall ist. Bis zu einer gewissen Höhe wenigstens sollen die Wände gut verputzt sein, so weit eben spritzendes Wasser reicht. An Stelle der Kacheln werden auch dünne Marmorplatten verwendet, und zwar nur weiße, weil es aus begreiflichen Gründen Grundsatze ist, daß Weiß vorherrsche. Darum werden sämtliche Holzgegenstände, also die ganze Kucheneinrichtung, weiß lackiert, wobei man den Vorteil hat, durch einfaches Abwischen jeden Schmutz leicht zu entfernen. Daß man auf Weiß jede Unreinlichkeit sofort sieht, ist nur ein Vorzug, denn sie soll nirgends und am allerwenigsten in der Küche geduldet werden. Will man durchaus ein Ornament, so soll es nur ein Flachornament sein, ausschabloniert und sparsam angewandt. Jede Schnitzerei ist zu verpönnen, sie wirkt nur als Staubfänger. Im übrigen hat man Bedacht auf gradlinige, einfache Formen ohne Gesimse und auf einfache, ungeteilte Holzflächen, die durch bloßes Abwischen reingehalten werden können. Die Küchenmöbel sollen mit ihrer Fläche bis auf den Fußboden herabgehen und auf diesem ohne Fülße fest aufstehen, damit sich unterhalb der Schränke keine unkontrollierbaren Schmutzwinkel bilden können. Dagegen tut man gut, die Stuhl- und Tischflächen, die oft gerieben werden müssen, überhaupt nicht zu streichen, sondern bloß fein gehobelt im ursprünglichen Holzton stehen zu lassen und so einzurichten, daß sie abnehmbar sind. Auf diese Art können sie am besten gewaschen und gerieben werden, wovon das Holz bald ein blühweißes Aussehen bekommt. In Bezug auf den Fußboden hat man zu bedenken, daß in Küchen immer Wasser verschüttet wird und daß daher der Boden mit Wasser abgeschwemmt und solcherart leicht gereinigt werden soll. Darum wird man den Steinboden dem bisherigen Brettelboden vorziehen. Der Steinboden aber bedeutet einen Angriff auf die Gesundheit der Köchinnen, die ohnehin meistens gichtig sind. Da bietet denn das Axlolith einen Ausweg. Axlolith ist ein Kunststein, der auf Holz aufgetragen wird, nicht so hart wie Naturstein ist, aber sonst alle seine Vorzüge aufweist und noch mehr. Er ist nämlich schon in allen Farben zu haben, und man kann ihn nach seinem persönlichen Geschmack wählen. Zu dem blinkenden Weiß der Wände und Möbel paßt sehr gut ein roter oder blauer Axlolithboden.

Die Zeiten sind jedenfalls vorüber, wo man neben der Gebrauchsküche eigene Paradeküchen mit prunkend ausgestellten Geschirren besaß. Die Französin des achtzehnten Jahrhunderts mußte ihr Paradebett haben, die deutsche Frau ihre Prunkküche. Das kennzeichnet zur Genüge den Unterschied zwischen diesen beiden Nationen. Heute existiert beides nicht mehr. Die Küche hat naturgemäß dem Fortschritt Rechnung getragen und jenen Zuschnitt bekommen, der für unsere heutigen bürgerlichen Verhältnisse paßt.

Wenn auch die Küche im bürgerlichen Hause heute nicht so umfangreich ist, wie die altdeutschen Küchen waren, so bildet sie doch immer noch eine Macht im Hause, von der das Glück im Grimmen zum guten Teil abhängig ist. An ihr sieht man, was die Hausfrau ist oder was sie nicht ist. Es gibt Köchinnen, die einen Dienstoff verlassen, wenn ihre Werkstätte, die Küche, nicht der Würde und Bedeutung des Raumes entsprechend ausgerüstet ist. Die schlechtesten Köchinnen sind das sicherlich nicht. So vollkommen die gotische Küche und die Küche der Renaissancezeit erscheint, auch die Moderne hat Küchen hervorgebracht, deren Anblick sicherlich in allen Hausfrauenherzen wahres Entzücken weden dürfte.



Uebertrumpft.

„Ich sage Euch,“ erzählte der hagere Deutschamerikaner, der nach einer vierzigjährigen Abwesenheit seinem weßfälischen Geburtsdorf einen Besuch machte und den erstaunten Bauern von den Wundern des Westens vorschwindelte. „Ich sage Euch, da drüben in Amerika besitzen wir eine Kräuterfalsbe, von der Ihr wahrscheinlich noch nichts gehört habt. So was von kräftiger Falsbe gibt's wohl nicht mehr. Wenn man zum Beispiel einer Kuh den Schwanz abschneidet und den Stummel gehörig mit der Falsbe einreibt, so ist schon nach einer Woche der Kuh ein ganz neuer Schwanz angewachsen.“

„Was will das sagen?“ warf einer der Bauern ein und zwinkerte lustig mit den Augen. „Ein alter Schäfer drüben im Waldeckischen macht eine Kräuterfalsbe, die wirkt noch viel besser. Wenn Sie einer Kuh ein Stückchen vom Schwanz abschneiden und stecken das abgeschnittene Schwanzende in einen mit dieser Kräuterfalsbe gefüllten Topf, so ist schon nach vier Tagen eine ganz neue Kuh an den Schwanz angewachsen.“

S. Pafmacher.



Die Märchenerzählerin. Eine der liebsten Unterhaltungen der ägyptischen Frauen ist es, den Märchenerzählerinnen zu lauschen, wenn sie nach des Tages Hitze sich auf den Hausdächern süßen Nichtstun hingeben. Die Hausdächer in Kairo vertreten die Stelle unserer Balkons und Veranden, sie sind flach, mit Mauern umgeben, oft mit Blumengärtchen geziert und nicht selten von großen, aus der Tiefe des Hofes aufragenden Palmen beschattet. Da die ägyptische Frau sich nicht auf der Straße zeigen darf, abends nicht spazieren geht, eine Promenade in der Kühle für sie mit großen Schwierigkeiten verbunden, meist sogar völlig unmöglich ist, so dient ihr das Dach des Hauses als Erholungsort, um nach des Tages Glut die Abendkühle zu genießen. Wenn die Sonne sich geneigt hat, werden die weißen heißen Steinflächen oben auf den Häusern mit Wasser gesprüht, darauf Teppiche ausgebreitet, und nun erscheinen Frauen und Kinder dort oben, ruhen und schwatzen, spielen und scherzen, trinken Kaffee und schlürfen Sorbet, und bringen die ihnen träge dahinschleichenden Stunden mit nichtigem Zeitvertreib zu. Ein Mann, auch der Gebieter des Hauses, darf dieses Dach nicht betreten; das ist der ausschließliche Tummel- und Ruheplatz der Frauen, hier sind sie frei, hier folgen sie ihrer Laune. Doch die Langeweile ist ein böser Gast, der auch in diese Freistätte sie verfolgt. Besuche kann man nicht immer haben, mit den anderen Frauen von Dach zu Dach sich unterhalten ist umständlich, man muß sehr laut sprechen, da die Dächer so eingerichtet sind, daß sie nicht aneinander stoßen. Jedoch ein gutes Mittel gibt es, nachdem alle Spiele und Scherze erschöpft sind, die Zeit angenehm zu kürzen, das ist, eine Märchenerzählerin sich kommen zu lassen. Eine solche ist leicht zu finden. Die Dienerinnen werden abgeschickt, und bald ist die Betreffende herbeigeholt und auf das Dach geführt. Die Märchenerzählerinnen in Kairo sind meist nubischer Abstammung. Tiefschwarze Frauen, die meist Tänzerinnen gewesen sind und dann das Gewerbe der Erzählerinnen ergriffen haben, sobald sie Anlage zu diesem Verufe bemerkt; sie tragen meist eine charakteristische Tracht, eine eigentümliche, altägyptische weiße Kopfbedeckung und eine weiße, nach indischer Art geformte Tunika, mit fastigem, dünnem, weitem Untergewand. Diese Erzählerinnen tragen nun mit einformig nasalender, singender Stimme felsam eintönig die phantastischen Märchen aus „Tausend und einer Nacht“ in vollstänlich gewandter Weise vor. Von Sindbad, der in eine tiefe Schlucht geriet, sich in Tiefsele einband und von raubgierigen Riesengeiern herausgetragen und gerettet wurde; von dem Khalif Harun al Raschid, der in einen Storch verwandelt wurde und eine lange Pulverzeit durchmachen mußte, bis er wieder in

seine ursprüngliche Gestalt zurückkehren konnte. Auch Lieder singen diese Erzählerinnen. So die Sage von dem Steinsärgen Mohammeds, der durch Wunderkraft in der Gruft frei in der Luft schwebend sich erhält. Dann tragen diese Redekünstlerinnen auch Fabeln vor. Von dem großmütigen Löwen, dem bösen Schakal, der Schlange mit der Krone auf dem Kopfe und den Diamantaugen, die Guten Glück und Bösen Unheil bringt. Die Stunden verfließen unter diesem singenden, murrenden Gesplauder der Märchenerzählerinnen so angenehm, die Frauen lauschen andächtig und finden sich in eine andere Welt versetzt, eine schönere, poesievollere, glücklichere, als die ist, in der sie leben. Solche Stunden mit der Erzählerin ersetzt der Türk in die Kette, das Theater, den Konzertsaal, die Gesellschaft unserer europäischen weiblichen Welt. Sie vergessen alles Drückende, Schwere, alle Sorge und Pein der Wirklichkeit.



Das Passionspiel zu Roquebrune. Es gibt zwei Orte, welche den Namen Roquebrune führen. Der eine liegt in Südfrankreich bei Gréjus und am Fuße der dreißigföhligen Croix de Roquebrune, der zweite an der italienischen Riviera, zwischen Monaco und Mentone. Wenn man auf dieser Strecke die Eisenbahnstation Roquebrune passiert, so erblickt man links in der Höhe den Ort Roquebrune oder Roccabruna zwischen Oliven und Orangen und von den Ruinen eines alten Schlosses überragt. Der Niedergang von dort nach Mentone gehört zu den schönsten Punkten der Corniche, wie die Straße der Riviera di Ponente genannt wird, welche sich von Nizza längs der felsigen Meeresküste am Fuße der Seealpen bergauf herab bis nach Genua hinschlängelt. In diesem Orte Roquebrune nun findet alljährlich ein interessantes Passionspiel statt — eigentlich eine Prozession, die aber von Zeit zu Zeit Halt macht und dann Momente aus der Leidensgeschichte Jesu dramatisch zur Darstellung bringt. Die Entstehung dieses Spieles wird bis auf etwa 500 Jahre zurückverlegt. Zu jener Zeit wüthete in jenen Gegenden die Pest, der gefürchtete „Schwarze Tod“, und die damaligen Burggrafen Escaris sollen das Gelübde getan haben, alljährlich auf ihre Kosten die Leidensgeschichte Jesu darstellen zu lassen, wenn die Seuche aufhöre. Als dies nun in der That geschah, ließen sie die entsprechenden Kostüme anfertigen, welche zum Teil noch vorhanden sein sollen, und seitdem wurde an jedem 8. August dies Passionspiel aufgeführt. Eine Zeitlang wurde der Schauplatz nach Monaco verlegt, später aber, nachdem jene Burggrafen ausgeschorben waren, und die Geisteslichkeit die Fortsetzung des Spieles in die Hand genommen hatte, wieder nach Roquebrune. Die Darsteller der Prozession legen nach dem Gottesdienste in der Sakristei der Kirche ihre Gewänder an, worauf sich der Zug gegen Mittag in Bewegung setzt. Ihn eröffnen Gendarmen im Kostüm von römischen Lanzenknechten. Dann folgen: Pontius Pilatus, neben dem ein Page mit dem Waschbecken geht, als Engel gekleidete Jungfrauen aus Roquebrune und daneben Bürger mit Kreuzen in den Händen. Hierauf der Darsteller des Christus mit dem Kreuz, Maria, Veronika und die Frauen (sämtlich von Nonnen dargestellt), die Henkersknechte, die Schächer, Petrus und Johannes, Judas usw. Alle zwanzig Schritte bleibt der Zug auf ein gegebenes Zeichen stehen und dann wird „gespielt“. Beim ersten Halt wäscht Pilatus sich die Hände, beim nächsten Mal fällt der Heiland unter dem Kreuze nieder, worauf ihm Veronika das Schweisstuch reicht; Maria wird ohnmächtig, ein Henker tritt an den Heiland heran und schlägt ihn, während andere die Mordinstrumente zeigen, und die Jünger Judas den Geldsack entreißen wollen usw. Am Schlusse geht alles in die Sakristei zurück, um die Gewänder abzulegen, und dann ziehen die Teilnehmer — meist Fischer und Bäcker — in die Oserien des Ortes, um sich zu erquicken.

Auflösung des Rebus aus voriger Nummer:

Durch Schaden wird man Flug.